Krause & Winckelkopf

WARSCHAUER

Ein Friedrichshain Krimi

berlin.krimi.verlag
be.bra verlag

I.

Dunst liegt über der Spree. Die gelbbrot verfärbten Baumkronen am Kreuzberger Ufer sind nur schemenhaft erkennbar. Für einen Tag im November ist es recht warm und selbst hier am Fluss bewegt nur ein milder Windzug die feuchte Luft. Durch den langen Spaziergang aufgeheizt, öffne ich die Knöpfe der Jacke. Mein Vater bleibt stehen und schaut mich an.

»Du läufst rum, als hätte dich die Heilsarmee eingekleidet.« Er kann's nicht lassen. »Reicht das Geld nicht aus, das wir dir überweisen? Kannst du dir nichts Vernünftiges leisten?«

»Wieso«, sage ich ganz ruhig, »sieht doch schön aus.«

»Die ollen Stofflappen? Schön?«, mokiert er sich. »Die sind doch schon mottenstichig.«

»Lass sie, Thomas«, greift meine Mutter zaghaft ein. Dann lehnt sie sich genervt gegen das Ufergeländer. Er stellt sich neben sie und blickt zum blauen Lichtband am Dach der O2-World. Ein paar Meter neben uns lässt sich eine Touristengruppe von einem Passanten fotografieren. Ein vor Chrom blitzender Kinderwagen wird an uns vorbeigeschoben. Das Baby darin beugt sich neugierig vor, eine Sekunde lang schaut es mich mit großen, weltraumfarbenen Augen an. Das Pärchen mit dem Kinderwagen ist gerade einen Schritt entfernt, als es zum Fluss gewandt stehen bleibt. Seine Arme umgreifen ihre Hüften, ihre Arme legen sich um seinen Hals, dann küssen sie sich. Als sie sich wieder voneinander lösen, erwache ich aus einer kurzen Starre, wende schnell den Blick ab und fühle mich ertappt.

Meine Mutter kramt in ihrer Handtasche, mein Vater starrt noch immer vor sich hin. Auf den Stufen vor dem abschüssigen Wiesenstück sitzen Leute, die Sonnenbrillen tragen, obwohl die Sonne den ganzen Vormittag über nicht zum Vorschein gekommen ist. Andere nehmen Zeitungen als

Sitzunterlage und trinken Kaffee aus Pappbechern. Jugendliche kicken sich auf dem nassen Sand des kleinen Volleyballfelds einen Hackysack zu.

Seitdem ich in Berlin studiere, haben meine Eltern mich nur ein einziges Mal besucht, weil ihnen angeblich die Bahnfahrt von Münster aus zu weit ist. Sie erwarten, dass ich zu ihnen komme, aber vergessen dabei, dass der Weg nach Münster noch viel weiter ist als umgekehrt. In Berlin gibt es für jeden was, aber im Münsterland nichts für mich. Dieses Mal ist es ein Kontrollbesuch. Mein Vater meint, dass wenn ich schon etwas so Unbrauchbares wie Literatur- und Kulturwissenschaft studiere, ich das Studium wenigstens in der Regelstudienzeit abschließen sollte. Er holt tief Luft, dann fängt er wieder damit an.

»Trotzdem verstehe ich nicht, wieso du dich nicht zur Prüfung anmeldest, wenn du scheinfrei bist.«

»Das hab ich doch schon erklärt.«

»Komm mir nicht wieder mit deinen Projekten. Dieser ganze Musikkram ist dir zu Kopf gestiegen. Das ist doch eine Scheinwelt, in der du dich da bewegst. Wovon willst du leben, oder glaubst du, dass ein schöner Prinz auf einem weißen Pferd dahergeritten kommt, der dich rettet? So wie du rumläufst, besteht da wenig Hoffnung.«

»Ich warte auf keinen Prinzen.«

»Was dein Vater sagen will, ist, dass wir glauben, dass dir diese Stadt nicht gut tut«, mischt meine Mutter sich ein. »Du verrennst dich da in was, und ich muss sagen, er hat recht, du siehst wirklich nicht gut aus.«

»Schau dich doch mal um! Hier läuft jeder rum, wie er will. Ich hab ganz normale Sachen an.«

»Es geht nicht nur um die Sachen, die du trägst. Und es ist deine Entscheidung, welchen Eindruck du von dir vermitteln willst«, erwidert meine Mutter in ihrem strengen Pädagogenton. »Nur glaube nicht, dass wir dich ewig weiter unterstützen. Mach endlich deinen Abschluss und denk darüber nach, ob du nicht wieder zurück nach Hause kommen willst,

anstatt deine Zeit weiter im Nachtleben dieser Stadt zu verschwenden.«

»Ich verschwende meine Zeit nicht im Nachtleben. Ich lebe einfach mein Leben und mein Leben ist die Musik.«

Meinem Vater platzt gleich der Kragen. »Diese Sprüche«, blökt er mich an. »Wie alt bist du eigentlich und für wen hältst du dich? Glaubst du, du bist was Besonderes, weil deine Freunde dir das einreden? Du weißt ja, unter Blinden ist der Einäugige König.«

Es hat keinen Sinn, ich muss mir das nicht anhören. Ich wende mich ab und laufe einfach los. Sie begreifen es nicht. Sie wollen es nicht verstehen, das Leben, das wir führen. Aber das bringt mich nicht aus der Ruhe. Es ist ja nichts Falsches daran. Uns geht es gut, so wie wir leben.

Ich blicke mich um und sehe sie streitend hinterhertröten. Vorbei an den frisch erneuerten Malereien der East-Side-Gallery laufe ich auf die Kreuzung zwischen Oberbaum- und Warschauer Brücke zu. Irgendwo auf halber Strecke haben meine Eltern mich eingeholt. Meine Mutter sagt, dass sie hier nicht Katz und Maus mit mir spielen und jetzt zurück ins Hotel fahren werden. Mein Vater ist schon am Straßenrand und hält ein vorbeifahrendes Taxi an.

»Hast du mittlerweile deine Schwester angerufen?« Sie steht in der offenen Tür des Taxis und schaut mich vorwurfsvoll an.

»Nein, wieso?«

»Vielleicht, weil du ihr zum bestandenen Physikum gratulieren möchtest? Wäre das ein Anlass?« Sie dreht sich um und steigt ein. Ein Nicken von ihr und eine Handbewegung meines Vaters durch die Scheibe, dann findet der Fahrer seine Lücke im Verkehr.

Ich bleibe erleichtert zurück, krame in meiner Tasche und trage blind etwas Lippenstift auf. Ein bisschen rote Farbe für diesen grauen Tag. Dann laufe ich weiter die Mühlenstraße entlang, sauge die feuchte Luft ein. Ein Jongleur tritt in den Rotphasen der Ampel auf die Kreuzung und wirbelt eine Vielzahl bunter Bälle durch die Luft. Von der Oberbaumbrü-

cke tönt Musik, die immer besser klingt, je näher ich komme. Es gibt so viele talentierte Menschen in der Stadt, denke ich, während ich an der Ampel die Straße überquere und die Warschauer hoch laufe. Sie kommen aus der ganzen Welt hierher, sie lieben diese Stadt wegen ihrer Möglichkeiten. Das ist es, was meine Eltern nie begreifen werden. Wir sind eine neue Generation. Wir kennen keine Grenzen zwischen den Nationen und Kontinenten, zwischen den Geschlechtern und sozialen Schichten, zwischen Arbeit und Leben. Wir brauchen keine Abschlüsse, weil wir nicht fertig werden, sondern uns immer weiterentwickeln wollen. Weil wir nicht nur eine Sache können, sondern mit verschiedenen Dingen experimentieren wollen. Weil wir nicht Angestellte mit Vorgesetzten, sondern Menschen mit Freunden sind. Wir sind nirgendwo zu Hause, aber wir finden uns temporär an Orten zusammen, die uns inspirieren. An Orten wie diesem.

Auf der Warschauer Brücke bleibe ich am Geländer stehen. Meine Blicke folgen den Gleisen, die zwischen O2-World und Metro-Markt in die Stadtmitte führen, bis sie sich im Dunst verlieren. Ich brauche niemanden, der mir etwas vorschreiben will, denke ich, habe die ständige Besserwisseri und Bevormundung einfach satt. Ich nehme mein Leben selbst in die Hand. Hier, an diesem Ort, in dieser Stadt, gemeinsam mit einem großartigen Mann, den ich meinen Eltern nicht vorstellen werde, weil sie ihn doch nur verkennen würden.

Ein Song von Warschauer fällt mir ein. Ich weiß nicht, der hat so was Ironisches, das brauche ich jetzt wohl. Ich suche das Lied in meinem Smartphone, setze die Ohrstöpsel ein und spiele es ab, als der erste Sonnenstrahl des Tages durch die Wolkendecke bricht.

*Du denkst gern für mich mit
hast die Grundlagen erforscht
und mach ich was nicht richtig
korrigierst du mich sofort*

*Kaum liegt's mir auf der Zunge
führst du auch schon das Wort
du verstehst was von der Sache
ich überlege lieber noch*

*Du willst mir doch nur helfen
um Fehler zu vermeiden
und erzählst, wie gut sie stimmt
die Chemie zwischen uns beiden*

*Du kennst dich wirklich aus
und du weißt, du weißt es ganz genau
Alles über Chemie
Alles über Chemie
Alles über Chemie*

*Du weißt, wie ich mich fühle
du blickst tief in mich hinein
und zu allem, was ich sage
fällt dir ein bessres Beispiel ein*

*Sorry, kurze Unterbrechung
die Worte waren gut gewählt
ich wollte dir nur sagen
das hast du heute schon mal erzählt*

*Ich weiß, du bist auch Experte
für die Bindungstheorie
aber glaub mir, in der Praxis
brauchte ich so etwas nie*

*Ich mach nur, was ich tu
und ich glaub, ich hör dir nicht mehr zu
Alles über Chemie
Alles über Chemie
Alles über Chemie*

II.

Die Nachricht erreicht mich kurz vor dreizehn Uhr. Man hat das Kind gefunden. Das Kind, nach dem die Kollegen fünf Tage lang gesucht haben. Im Friedrichshain, in der ganzen Stadt, in den Randbezirken. Man hat es gefunden und es ist tot.

Ich fahre mit einer Polizeistreife zur Stralauer Halbinsel hinüber. Die beiden Kollegen machen einen müden, niedergeschlagenen Eindruck. Einer redet mit mir, der andere am Lenkrad schweigt und starrt vor sich hin, als wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders.

Der Gesprächige sagt, dass er in den letzten zweiundsiebzig Stunden keine fünf geschlafen und dass er immer noch gehofft habe, den Jungen lebend zu finden, aber dass er es die ganze Zeit eigentlich schon gewusst hätte. So ein Gefühl, na, ich kenne das schon. Und nun, nun sei es Gewissheit.

»Man weiß es«, bestätige ich und meine es genau so, wie ich es sage. »Man weiß es. Oft zumindest, und tut dennoch so, als gebe es noch Hoffnung.« Ich erkundige mich nach den Eltern. Der Polizist sagt, dass er sie nur einmal getroffen und gehört habe, sie hätten vor allem eins: genervt und die Polizei permanent mit Vorwürfen konfrontiert. »Am Ende hieß es sogar, wir trügen die Schuld daran, wenn das Kind nicht gefunden würde. Dabei sind wir jedem ihrer Hinweise nachgegangen. Die Mutter und der Vater waren von Anfang an davon überzeugt, dass ihr Junge, er ist fünf und heißt Marc, entführt wurde. Dabei gab es keine Lösegeldforderung oder irgend so etwas. Allerdings gab es einige Hinweise darauf, dass sich eine oder mehrere Personen in unmittelbarer Nähe des Spielplatzes aufhielten, von dem er verschwunden ist. Und ein Indiz schien diese These auch zu stützen, denn das Kind soll innerhalb von wenigen Sekunden verschwunden sein. Eben hatte es die Mutter noch gesehen. Dann war es weg. Wie gesagt, die Eltern waren sich

sicher, dass der Junge mitgenommen wurde. Auch weil der Kleine sich nie weiter als zehn Meter freiwillig von seinen Eltern entfernte, sagt die Mutter.«

»Und was sagen Freunde, Angehörige, Zeugen?«

Dem Kollegen gefällt es offenbar, so intensiv befragt zu werden. Ich kenne den Vorwurf, der unter den Streifenpolizisten gang und gäbe ist, dass die Kollegen der Kripo, zumal die der Mordkommission, immer abfällig über die Uniformierten denken und sie deshalb kaum in ihre Ermittlungen einbeziehen. Der Vorwurf existiert zu Recht. Nur dass ich genau das nicht mache. Es sind bekanntlich manchmal gerade die winzigen, die unscheinbaren Hinweise, die einen Fall aufklären können.

Der Mann überlegt kurz. »Ich habe leider niemanden befragt, doch soweit ich das mitbekommen habe, sahen das einige etwas anders. Aber ich denke, dass Eltern solche Dinge sowieso nicht so genau einschätzen können, oder?«

Ich nicke nur.

Wir halten dicht am Wasser auf der Spreeseite. Die Rasenfläche davor ist wegen der Witterung schon graubraun. Zwischen den Bäumen und dem Geländer sind die üblichen Absperrbänder gespannt. Der auskunftsfreudige Kollege steigt mit mir aus. Der andere legt seinen Kopf aufs Lenk­rad.

Die kühle Novemberluft greift in meinen Mantel. Wir gehen auf die kleine Gruppe von Menschen zu, die dicht gedrängt direkt am Ufer steht. Zwei Kollegen, die bislang mit dem Fall des vermissten Marc betraut waren, begrüßen mich. Auch sie sehen müde aus.

»Jetzt ist unsere Arbeit getan und du bist dran«, sagt der, mit dem ich schon einige Male zusammengetroffen bin. Er heißt Gunnar Scholz und steht kurz vor der Pensionierung, der andere ist Stefan Karsten. Ein junger Spund, der alles weiß und jeden zu kennen vorgibt. Er ist scharf auf den frei werdenden Kommissariatsvorsitz. Ich kann ihn nicht besonders gut leiden und er weiß das.

Scholz zieht mich zur Seite. »Nimm dich vor den Eltern in Acht«, sagt er, »die haben einen Rechtsanwalt in der Spur, und egal, was du tust, du machst es falsch.«

Die Kollegen von der Spurensicherung sind schon vor Ort. Sie haben das Ufer abgesperrt und sammeln Gegenstände ein.

Einer sagt: »Das ist sicher nicht der Ort, an dem das Kind zu Tode kam, es wird hier keine Spuren geben. Außerdem haben die zwei Jugendlichen, die die Leiche entdeckt haben, hier überall ihre Schuhabdrücke hinterlassen.« Er deutet auf die Fläche ringsum.

Ich habe schon oft mit dem Kollegen zusammengearbeitet. Er heißt Gottlieb Bernsen und stammt aus Stuttgart. Anfangs hatte ich eine leichte Abneigung gegen ihn, wie man als Berliner eben so seine Probleme mit diesen massenhaft Zugezogenen hat. Vor allem mit denen aus Süddeutschland, die man gemeinhin für eine Art Heuschrecken hält. Was zweifelsohne nicht in Ordnung ist. Aber bei Bernsen gab es etwas Besonderes. Etwas, das ihn für sein Handeln, also den Zuzug nach Berlin, entschuldigte. Er war hergekommen, um seinen kranken Vater zu pflegen. Hatte ein schönes Haus am Rande von Stuttgart, aber er hatte es vorgezogen, für die Zeit, die seinem Vater noch blieb, hierher zu ziehen. Das machte ihn mir nicht nur sympathisch, sondern ich empfand so etwas wie Achtung vor ihm.

Die Kollegin, die tief gebeugt vor dem Leichnam hockt, kenne ich noch nicht. Sie ist neu und könnte meine Tochter sein. Sie stellt sich als Jule Kretschky vor, sie ist für die Obduktion des Leichnams zuständig. Wahrscheinlich heißt sie Juliane. Eine sportlich wirkende Person, die unter anderen Umständen sicher auch zu einem Plausch aufgelegt wäre. Doch vor ihr liegt die Leiche eines Kindes. Vollständig bekleidet, nur ohne Schuhe. Das Gesicht ist bleich wie Wachs und die Haut durchsichtig.

Ich frage nach ersten Ergebnissen. Jule Kretschky zuckt mit den Schultern. Sie verzieht ihr Gesicht, als würde sie angespannt nachdenken.

»Da gibt's noch nichts, ich bin noch nicht einmal sicher, ob es sich um Marc Neumann handelt«, sagt sie dann betont ruhig. »Die Leiche lag bestimmt nicht nur einen Tag im Wasser.«

Eigentlich ein Wunder, dass man sie erst jetzt bemerkt hat, denke ich. Vielleicht war sie unter eine Böschung geraten oder unter einer Brücke hängen geblieben. Die Taucher hatten ihn in der Nähe des Spielplatzes gesucht, aber nicht gefunden. Man muss herausfinden, wo das Kind ins Wasser geraten ist.

Ich gehe in die Knie und schaue auf das kleine Bündel Mensch. Irgendwie ist mir noch kälter geworden. Sehr kalt, als sei alles Blut aus meinem Körper verschwunden und mein Herz hätte aufgehört zu schlagen. Ich habe schon viele Tote gesehen, aber selten ein so kleines Kind. Und ich merke, dass ich zornig bin. Wütend. Dass sich in mir dumpfe Hoffnungslosigkeit breitmacht. Und ich sage mir, dass, wenn es sich hier wirklich um ein Verbrechen handelt, ich denjenigen finden werde, der dieses Kind auf dem Gewissen hat.

»Spuren von Gewalteinwirkung?«, frage ich betont ruhig.

Die junge Frau schüttelt den Kopf. »Nein, aber ich kann bislang noch gar nichts sagen. Oberflächlich kann ich nichts entdecken. Aber das bedeutet nichts.«

Blitzlichter reißen mich aus meinen Gedanken. Presseleute stehen vor den Absperrungen und richten ihre Objektive auf uns. Sie sind wie aus dem Nichts aufgetaucht. Eben war es noch ganz still hier und nun fallen die hier ein, wie Motten bei Licht. Ich weiß, dass sie jetzt ihre Zooms bis zum Letzten ausfahren, damit sie möglichst genaue Details bekommen. Am besten das Gesicht des toten Kindes. Ich ziehe meine Jacke aus und lege sie über den Körper des Kindes, sodass der Blick für die Kameraaugen versperrt ist. Jule Kretschky nickt mir zu. Der redselige Polizist hat die Situation erkannt und holt eine Plane. Ich denke, dass der Mann

wahrscheinlich ein guter Kollege im Team wäre. Es gibt nicht viele Leute, die handeln, ohne dass man etwas sagen muss, und die selbst keine Worte verlieren.

Mir fällt auf, dass ich seinen Namen nicht kenne.

Auf der schmalen Straße neben dem Rasenstreifen hat ein Taxi gehalten. Eine Frau und ein Mann steigen aus.

Sie kommen beide herüber, jeder für sich, weit voneinander entfernt. Die Frau ist etwas schneller als der Mann. Ihr weißer Wollmantel ist offen, die langen rotbraunen Haare nahezu ungekämmt. Der Mann hingegen wirkt gepflegt und geordnet. Ein weiter dunkelblauer Steppmantel, ein dunkelgrüner Schal, locker umgeworfen. Mir fallen seine Schuhe auf. Schwarze Schuhe mit roten Ledereinlagen, die wahrscheinlich ein Vermögen gekostet haben. Das Ehepaar heißt Neumann, Uwe und Karen Neumann. Es sind die Eltern des toten Kindes.

Die Kollegen von der Fahndung gehen auf die beiden zu. Fangen sie sozusagen ab. Reden beruhigend auf sie ein.

Wenig später stehen die Eltern vor dem toten Kind. Kerzengerade. Bewegungslos. Im Gesicht der Frau zeichnet sich fassungsloses Entsetzen ab, bei dem Mann unsägliche Wut und Empörung. Er ist ganz fixiert auf das Bündel da auf dem braungrauen Rasen, ganz von seinen Gefühlen überwältigt. Keine zehn Sekunden später sagt er mit schneidender Stimme: »Reicht Ihnen das jetzt! Ist Ihnen jetzt klar, dass es sich um ein Verbrechen handelt?! Und Sie haben nichts, rein gar nichts getan!«

Die Frau fällt zu Boden. Sie sinkt nicht zusammen, sondern fällt einfach nach vorne auf die Hände. Keinen Meter vor dem Leichnam bleibt sie liegen, still, unbeweglich.

Ich gehe auf den Mann zu, nenne meinen Namen und sage, dass ich von der Mordkommission bin. Er schaut mich an, als wäre ich ein Angestellter. Dann nickt er kurz. »Gut, Herr Martaler, Sie scheinen zumindest Erfahrung zu haben. Versprechen Sie mir, dass Sie den Mörder meines Kindes finden werden. Versprechen Sie es!«

Ich versuche ganz ruhig zu wirken. »Ich möchte alles, aber auch wirklich alles noch einmal mit Ihnen beiden genau durchgehen und bedenken. Aber jetzt, Herr Neumann, seien Sie so gut und kümmern Sie sich um Ihre Frau, ich denke, die braucht Sie jetzt am meisten. Und vielleicht könnten Sie auch Ihren Sohn identifizieren.«

Der Mann schaut mich kurz nachdenklich an, so als überlege er, was es bedeutet, was ich da von ihm verlange. Aber dann geht er die drei Schritte und hockt sich hin. Und nun laufen tatsächlich Tränen über sein Gesicht. Ich kann es sehen, weil ich ihm gefolgt bin und dicht neben ihm in die Knie gehe. Ganz dicht, als müsste ich ihn gleich auffangen. Ich weiß nicht, warum ich das getan habe. Vielleicht, weil ich dann doch so etwas wie Mitgefühl habe für den Mann, der so unglaublich stark sein will. Es dauert gut eine Minute, ehe er mir sein Gesicht zuwendet. »Ja, das ist mein Junge«, sagt er. Dann steht er langsam auf. Ich höre ihn atmen. Er geht die paar Schritte zu seiner Frau und hilft ihr hoch. Ihr Gesicht ist blass, sie wirkt abwesend. Willenlos lässt sie sich von ihrem Mann wegführen.

Ich gebe dem Polizisten rasch ein Zeichen. Er soll die beiden mitnehmen zur Dienststelle, sie sollen dort auf mich warten. Der Kollege übernimmt augenblicklich die Initiative und geleitet die Eltern des toten Kindes zum Streifenwagen.

»Ich werde nicht lange brauchen hier«, sagt Jule Kretschky mit Blick auf die Journalistenmeute, die noch angewachsen ist und von den Kollegen nur mit Mühe ferngehalten werden kann. »Die Obduktion ziehe ich vor, die Ergebnisse haben Sie morgen. Ich beeile mich.«

Sie reicht mir die Hand. Dann wendet sie sich wieder dem Leichnam zu und stülpt Plastik über ihre Hände.

Ich hole meinen Fotoapparat aus der Tasche. Mache Fotos von der Umgebung, den Häusern, Brücken, den Besonderheiten. Zum Beispiel von diesem kleinen, schwarz angemalten Hausboot am gegenüberliegenden Ufer. Oder von dem Baumhaus drüben, das vielleicht Kinder gebaut haben. Ich

fotografiere die zwei Schubschiffe, die in jeweils entgegengesetzter Richtung vorbeifahren. Links liegt der verwilderte Spreepark, vor allem an dem die Bäume überragenden Riesenrad zu erkennen, mit seinen überwucherten Karussells, den riesigen, ehemals weißen Holzschwänen und den vielen anderen Geräten, die einstmals zu diesem Vergnügungspark gehörten. Schräg gegenüber am Ufer die fest vertäuten Schiffe der Fahrgastflotte. Ein Schwimmbagger liegt verankert im grauen Wasser. In einiger Entfernung lässt sich auch der Spielplatz erahnen, von dem Marc verschwunden war. Noch weiter links ist die wuchtige Eisenbahnbrücke zu sehen. Später werde ich auch Fotos von anderen Orten dieser Gegend machen. Schuss und Gegenschuss, wie Kameraleute sagen. Wenn man einen Ort und seine Bedeutung verstehen will, dann muss man seine Perspektiven auf ihn wechseln.

Als ich mich umdrehe, sehe ich meinen Kollegen Franz über die graue Wiese kommen. Zum Glück schiebt er kein Fahrrad, denn das hätte bedeutet, dass er ohne Auto da wäre, und ich hätte nicht gewusst, wie ich zurück zur Dienststelle komme. Franz ist passionierter Radfahrer. Bewegung ist wichtig, pflegt er zu sagen und dabei beflissen wegzulassen, dass sein Fahrrad einen akkubetriebenen Motor hat. Beide Aspekte sagen eine Menge über ihn. Interessanterweise ist in der Dienststelle noch niemandem aufgefallen, dass Franz den Akku grundsätzlich an der Steckdose direkt am Eingang auflädt. Natürlich tut er so, als seien die Gründe fürs Radfahren vor allem Ökologie und Klimaschutz, aber wie ich Franz kenne, macht er das vor allem aus Sparsamkeit. Wobei ich in seinem Falle auch von Geiz sprechen würde. Wenn Franz am Mittag sein Essen in der Kantine nicht schafft, lässt er sich den Rest einpacken. Da ist er der Einzige. Und es lässt ihn absolut kalt, dass alle Kollegen sich lustig darüber machen. Wahrscheinlich ist es ihm heute wegen des kalten Windes zu unangenehm mit dem Fahrrad, denn er ist noch dazu der anfälligste Mensch, den ich kenne. Bei jedem Wetterumschwung bereite ich mich darauf vor,

dass irgendwann der Anruf kommt, mit dem er mir mitteilt, dass er erkältet im Bett liegt. Leider hat er die Angewohnheit, bei diesen Anrufen zum Beweis seiner schweren Erkrankung jeden Satz mit einem Niesen oder einem Hustenanfall zu begleiten.

Sein Erscheinen hier ist unnötig, aber das sage ich natürlich nicht.

Franz schaut sich kurz und mit wichtiger Miene am Ort des Geschehens um. Er gibt niemandem die Hand, der Hygiene wegen. Räuspert sich. Er tut wichtig. Und dazu gehört es, nichts zu sagen. Schon nach zehn Minuten steigen wir in den Dienstwagen und fahren zurück.

Wenig später sitze ich den Eltern des toten Kindes gegenüber. Die Frau schweigt. Tief nach vorn gebeugt hockt sie da. Geistesabwesend.

Uwe Neumann redet. Er redet, ohne dass ich nachfrage. Marc war gerade erst fünf geworden. Seine Frau ist mit dem Jungen auf den Spielplatz gegangen, nur ein Stück weiter in Richtung Brücke zum S-Bahnhof Treptower Park, gute zweihundert Meter entfernt. Sie hatte ihn von der Kita abgeholt. Es waren keine anderen Kinder auf dem Spielplatz. Das Wetter war so einigermaßen. Kühl eben und die Sonne brach nur ab und an durch die Wolken. Marc hat gern getobt. Er kletterte auf die Spielgeräte, sprang hinunter, jagte herum. Ein aufgewecktes, sehr aktives Kind. Vielleicht sogar ein wenig zu aktiv. Marc brauchte immer lange, ehe er zu Hause zur Ruhe kam, und auch in der Kita wurden die Eltern öfter wegen Marcs Wildheit angesprochen. Mittagsruhe war für ihn eine Qual. Meist musste er allein im Kreativraum beschäftigt werden, bis die Ruhephase vorbei war, was den Erzieherinnen natürlich nicht gefiel. An diesem Nachmittag war alles wie sonst. Die Mutter hatte einen Anruf auf dem Handy erhalten. Eine Freundin.

Ich unterbreche den Redefluss. Lasse mir Name, Adresse und Telefonnummer der Freundin geben.

Uwe Neumann sagt, dass seine Frau eben telefoniert habe, wie man das so tut. Man redet, geht ein paar Schritte, redet und schaut ein paar Sekunden nicht mehr so genau hin. Es war ein ganz normales Gespräch und es hat nicht lange gedauert.

Neumann bricht ab. Schaut zu seiner Frau. Schweigt.

»Und dann war der Junge verschwunden«, füge ich hinzu.

Der Mann bestätigt das. »Er war wie vom Erdboden verschluckt. Sie hat ihn gesucht. Überall. Hat die Leute gefragt, nichts. Fünfzehn Minuten später hat sie die Polizei gerufen. Aber die kam erst nach weiteren zwanzig Minuten mit genau einem Streifenwagen. Und wissen Sie, wie die das begründet haben? Weil es Absperrungen in der Stadt gebe wegen eines Staatsgastes! Man könne derzeit nicht mehr Kräfte zusammenziehen! Verstehen Sie?!«

Ich bemerke in mir einen Impuls, der Vorsicht signalisiert. Wahrscheinlich läuft der Mann in Kürze zu der bereits angekündigten Hochform auf. Er wird ignorieren, dass ich nichts für den Staatsgast kann und auch nicht für den Einsatz der Polizeikräfte zuständig bin, doch er wird denken, dass er mit seinem begründeten Zorn bei mir an der richtigen Adresse ist. Aber erstaunlicherweise kommt es nicht zur erwarteten Eruption.

Ich sehe ihn verständnisvoll an. »Das ist furchtbar«, sage ich. »Was für Fahrzeuge standen in der Nähe? Es gab da einen Wagen, wie ich den Unterlagen entnehmen konnte.«

»Richtig«, setzt er wieder an, »der Wagen. Wir haben Ihren Kollegen mehrfach darüber Auskunft gegeben. Das Fahrzeug konnte nicht ermittelt werden. Wohl ein Opel, grau oder schwarz. Dabei ist es aus unserer Sicht die einzige Möglichkeit, Marc so rasch verschwinden zu lassen. Vom Spielplatz bis zu dem Auto waren es keine dreißig Meter. Dazu brauchte Marc vielleicht zehn Sekunden.«

»Aber nehmen wir einmal an, jemand hätte den Jungen zu dem Fahrzeug bringen wollen, wie hätte er das tun sollen, ohne dass sich Marc gewehrt hätte? Und wenn die Person

ihn zu sich gelockt hätte, dann wäre das doch nicht in zehn Sekunden möglich gewesen. Verstehen Sie?»

»Das haben wir uns alles auch schon gefragt. Und Sie haben recht, es gibt keine wirkliche Erklärung. Nur eins ist wichtig. Der Wagen fuhr weg, als meine Frau das Verschwinden von Marc bemerkte!«

»Und weiter?»

»Die Gegend wurde abgesucht. Leute wurden befragt. Ich bin nach einer halben Stunde vor Ort gewesen und habe dann die Regie übernommen, weil die beiden Polizisten völlig überfordert waren. Sie waren der Meinung, dass Marc einfach weggelaufen sein musste. Wir sollten nach Hause fahren und nachsehen. Gut, wir wohnen vielleicht fünfzehn Minuten Fußweg entfernt von dem Spielplatz, aber Marc würde niemals alleine losrennen. So ein Unsinn. Nein, Marc musste entweder noch dort irgendwo sein oder er war entführt worden!«

»Aber es gab keine Hinweise darauf.«

»Nein. Wir haben auch keine Feinde, wenn Sie das meinen. Es kamen auch keine Lösegeldforderungen, nichts. Aber man hört ja so Sachen. Kinder werden entführt und an irgendwelche Verrückte verkauft. Sie haben das Bild von ihm gesehen. Er ist ein sehr hübsches Kind.«

»Nun, das scheint aber nicht geschehen zu sein«, sage ich ruhig und schiebe ein Blatt Papier über den Tisch. »Bitte schreiben Sie mir alle Namen auf von Menschen, die Ihnen im Zusammenhang mit Marc einfallen. Alle, haben Sie verstanden.«

Die Frau blickt auf, als erwache sie aus einem Traum.

»Das haben wir schon«, sagt sie leise.

»Das kann ich mir denken, aber ich bitte Sie, es noch einmal zu tun. Lassen Sie sich Zeit. Dann können Sie gehen. Ich werde heute Nachmittag zu Ihnen nach Hause kommen und mich bei Ihnen umsehen. Ist Ihnen das recht? Und wir werden Ihnen psychologische Unterstützung zur Seite stellen. Eine Kollegin. Sie meldet sich bei Ihnen.«

»Wozu?«, fragt der Mann. »Wir brauchen keine Psychologin. Fangen Sie endlich an, intensiv zu ermitteln!«

»Wir sollten jetzt gut zusammenarbeiten«, sage ich und reiche ihm die Hand. Er ergreift sie nach einigem Zögern.

Kann es so einfach sein? Der Junge ist weggelaufen, ins Wasser gefallen und ertrunken? Der Fundort der Leiche spricht dafür. Allerdings muss man sich fragen, warum die Taucher, die hier im Einsatz waren, die Leiche nicht schon viel eher gefunden haben. Aber es könnte auch sein, dass das Kind gar nicht auf dem Spielplatz war, wie es die Eltern behaupten. Vielleicht war der Junge bereits tot, als er ins Wasser gelangte. Vielleicht ist er erst später ins Wasser geworfen worden, Tage nach seinem Verschwinden? Vielleicht handelt es sich um Kindesmisshandlung mit Todesfolge. Blicke die Frage, wer die Schuld am Tod des Kindes trägt. Der Vater? Die Mutter? Würde das die aggressive Art des Vaters erklären? Sucht er die Schuld bei anderen, auch bei der Polizei, um von der eigenen abzulenken? Aber das alles sind wahrscheinlich nur die typischen Gedanken, die man eben als Kripokommissar hat. Da scheint die Variante, dass Marc tatsächlich entführt worden ist, wahrscheinlicher. Vielleicht ist er selbst zu dem Auto gelaufen, ist aufgefordert worden, einzusteigen, und hat es getan. Das könnte sein rasches Verschwinden erklären. Und später ist er ermordet und ins Wasser geworfen worden.

Ich schaue mir die Akte der Fahndung an. Die Angaben, die der Vater des Kindes eben gemacht hat, stimmen mit denen in den Unterlagen exakt überein. Fünfzehn Uhr zwölfging der Anruf der Mutter ein. Fünfzehn Uhr zweiunddreißig, haben die Polizisten zu Protokoll gegeben, waren sie an Ort und Stelle. Die Hinweise, die sie nach dem Gespräch mit der Frau notiert haben, geben einen Überblick über den genauen Verlauf der ersten Suchaktion. Um fünfzehn Uhr fünfundvierzig traf der Vater des Kindes ein. Eine weitere Stunde später war eine Hundertschaft vor Ort. Insgesamt

einunddreißig Personen wurden befragt. Alle gaben an, das Kind nicht gesehen zu haben.

Mir fällt auf, dass keine der Personen gefragt wurde, ob sie zuvor die Mutter mit dem Kind auf dem Spielplatz gesehen habe. Oder ob jemand den Jungen auf dem Spielplatz beobachtet hat. Warum nicht? Weil das seltsam geklungen hätte? Weil dann jemand hätte zurückfragen können, ob die Polizei daran zweifele, dass der Junge mit seiner Mutter überhaupt dort war? Und es ist auch nicht geprüft worden, ob Marcs Mutter wirklich von einer Freundin angerufen worden ist. Wahrscheinlich hat ganz einfach keiner der Kollegen daran gedacht, diese Fragen zu stellen.

Das mysteriöse Auto am Spielplatz hat offenbar auch niemand wahrgenommen außer der Mutter des Kindes. Keiner der Befragten erwähnt es, niemand bestätigt seine Anwesenheit. Das ist ebenfalls seltsam. Ich nehme mir vor, noch einmal mit jenen Zeugen Kontakt aufzunehmen, deren Adresse in den Unterlagen notiert ist.

Ich schaue mir das Foto des Jungen an. Ein aufgewecktes Kind. Kleine, dunkle Augen, ein waches, freundliches Gesicht, verschmitztes Lächeln. Mit Sicherheit ein Kind, auf das Menschen mit pädophilen Neigungen scharf sind. Wir werden ganz sicher auch in diese Richtung ermitteln müssen.

Die Tür geht auf. Kiesewetter, unser Vorgesetzter, schaut herein.

»Erster Eindruck?«, fragt er. Er will auf dem Laufenden sein, nicht dumm dastehen, wenn sein Chef ihn fragt und vor allem, wenn Fragen von noch weiter oben kommen, von der politischen Ebene oder der Presse. Kiesewetter ist in meinen Augen ein lieber Kerl, aber er ist feige und das macht die Zusammenarbeit gefährlich. Man weiß nie, wann er wen fallen lässt. Zumal das sogar in aller Öffentlichkeit passieren kann. Mit mir hat er das ein einziges Mal gemacht und sich danach bei mir mehr oder weniger umständlich entschuldigt. Damals ging es um einen Anschlag, und der Staatsschutz vermutete, dass ich damit im Zusammenhang stehen musste.

Eine absurde Geschichte, die mir zu einer ständigen Begleiterin geworden ist. Kein Wunder, denn dieser Fall hat mich nicht nur eine Menge Nerven, sondern auch die wichtigste Beziehung in meinem Leben gekostet.

Ich schüttle den Kopf. »Sieht nicht gut aus«, sage ich, »auf die Recherchen der Kollegen kann ich nichts geben. Offenbar ist man bei der Suche nach dem Kind sehr hektisch vorgegangen. Kein Wunder bei so einem kleinen Jungen. Die Datenlage ist miserabel. Wir müssen beinahe bei null anfangen.«

»Hm«, macht Kiesewetter, »dann müssen wir das tun. Sie wissen, dass uns die Presse nicht mehr von der Pelle gehen wird?!«

Was soll ich dazu sagen? Ja, ich weiß? Ich stehe auf und nehme meine Jacke.

Kiesewetter tritt rasch aus der Tür, um mir Platz zu machen.

»Halten Sie mich auf dem Laufenden, Martaler, ja!«

»Mach ich«, sage ich und bin schon weg.

Die Wohnung der Familie Neumann ist in einem dieser neuen, schicken Mietshäuser direkt in der Treptower Bucht. Auf dem Weg dorthin fallen mir die Fahrräder auf, mit denen Kinder und Erwachsene an mir vorbeifahren. Hier ist es stiller als irgendwo sonst im Friedrichshain, obwohl hier viele Leute wohnen. Die Hecken an den Häusern sind akkurat beschnitten, kein Graffiti verunziert die Klinkerfassaden. Hinter jedem dritten Haus gibt es einen kleinen Spielplatz, abgezäunt, privat.

Ich muss nicht lange suchen. Die Klingeltafel am Eingang ist übersichtlich und in einem erstaunlich ordentlichen Zustand. Der Aufzug ist blitzsauber.

Dieser Eindruck setzt sich in der Wohnung fort. Alles ist hell und weiß und kühl und sauber. Die wenigen Farben haben nur die Aufgabe, zu schmücken. Sogar die obligate Obstschale fehlt nicht. Allerdings scheinen die Früchte da-

rin schon viele Tage darauf zu warten, verzehrt zu werden.

Karen Neumann führt mich wortlos durch die Wohnung. Sie zeigt mir das Zimmer von Marc. Bleibt an der Tür stehen, als habe sie Angst davor, den Raum zu betreten. Ihr Blick ist ins Leere gerichtet.

Seltsam, denke ich, der erste wirklich lebendige Raum in diesem Haus, und ausgerechnet der Mensch, der hier wohnte, lebt nicht mehr.

Ich schaue mich um. Entdecke zusammengebaute Holzflugzeuge, Berge von Playmobilsteinen und diverse Bauversuche damit. Ich sehe Fotos und Zeichnungen, Drachen aus Papier und unzählige Kinderbücher. Marc muss es gut gehabt haben in diesem Zimmer. Ich sehe einen Globus, ein Fernrohr und ein großes Bild von einem Segelschiff. Und eins mit einem großen blauen Kran, der eben dabei ist, ein Schiff zu Wasser zu lassen. Ich frage Marcs Mutter, ob der Junge eigentlich schwimmen konnte. Die Frau sieht mich fragend an. Dann schüttelt sie den Kopf.

»Er wollte es lernen. Ich habe ihn vor zwei Wochen angemeldet. Nächsten Monat sollte es losgehen. Wir hatten Marc versprochen, dass wir auf einem Schiff fahren würden, wenn er schwimmen kann.« Sie tritt nun auch vor das Bild mit dem Schiff und schaut es an, als sehe sie es zum ersten Mal. Dann lässt sie sich auf das Bett des Kindes fallen. Ich höre ihr Weinen.

Aber ich kann jetzt nicht warten. Ich brauche Informationen. Über Marcs Kita, seine Freunde, Familienangehörige, Nachbarn. Ich muss die gesamte Maschine in Gang setzen, ob ich will oder nicht. Und das, obwohl ich irgendwie das Gefühl habe, das Ganze ist sinnlos, weil Marc einfach einem Unfall zum Opfer gefallen ist.